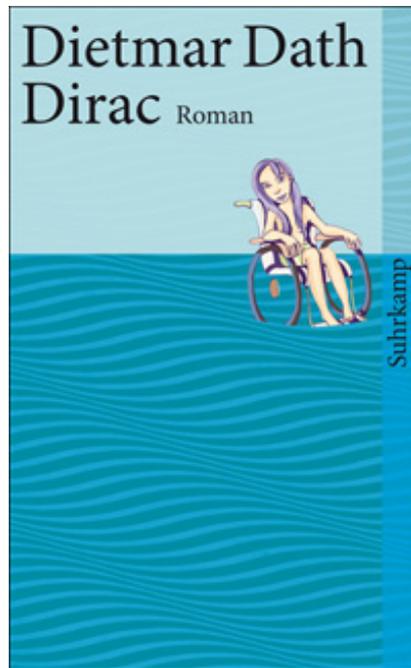


Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Dath, Dietmar
Dirac

Roman

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch 4048
978-3-518-46048-1

suhrkamp taschenbuch 4048

Die Sowjetunion ist weg, Punk ist Retrochic und die Vernunft eine Sache von Anlageberatern, nur die alten Fragen sind die gleichen: Wie soll man leben? Woran sich orientieren? Der junge Schriftsteller David Dalek schaut sich seine Freunde, typische kreative Mittdreißiger, an und sucht nach Antworten auf die kleinen Fragen des Alltags und die großen des Universums. Im Leben seines Helden Paul Dirac, des großen Unbekannten der modernen Physik, glaubt er zu erkennen, worum es geht.

Dietmar Dath jagt Wissenschaftsgeschichte, Pop und Sciencefiction durch den Teilchenbeschleuniger. Ergebnis des Experiments: ein in jeder Hinsicht phantastisches Buch.

Dietmar Dath, geboren 1970, Schriftsteller und Übersetzer, lebt in Freiburg und Frankfurt am Main. Er war Chefredakteur der Spex (1998-2000) und Redakteur der Frankfurter Allgemeinen Zeitung (2001-2007). Seine Romane, Sachbücher und Artikel unterwandern, überfliegen und durchkreuzen Gattungs- und Vorstellungsgrenzen, und zwar mit System.

Dietmar Dath
Dirac
Roman

Suhrkamp

Umschlagzeichnung: Kat Menschik

suhrkamp taschenbuch 4048

Erste Auflage 2009

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2006

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Jouve Germany, Krifitel

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Printed in Germany

Umschlag: Göllner, Michels, Zegarzewski

ISBN 978-3-518-46048-1

I 2 3 4 5 6 - 14 13 12 11 10 09

»...haben die Werte selbst ein
magnetisches Feld um sich,
das auch die Zerstörung anzieht...«
Hans Wollschläger

To Harlan Ellison
I am not sure
how much of my mind
he invented

EINS

Schatten

»Die Frau von der Küste hat gesagt: Du mußt entscheiden, wer sterben soll. Such irgendeinen Menschen aus – Mann oder Frau –, sonst trifft es einen, den du kennst, vielleicht sogar einen, den du lieb hast. Du weißt sicher jemanden, und ich kann mich alleine einfach nicht entscheiden. Es gibt zu viele Menschen.«

So erzählt es Nicole, deren gutes Gedächtnis sie sonst davor bewahrt, über das Erinnerte zu urteilen, später ihrem Liebsten weiter, weil sie den Unterschied nicht erkennt zwischen dem, was sie da verstanden hat, und dem, was die Frau von der Küste wirklich zu ihr gesagt hat, nämlich: »Du mußt entscheiden, wer das Leben, wie es ist, nicht mehr braucht.«

Asche zu Asche, Kristall zu Kristall. Es ist ein Mißverständnis.

Nur deshalb wird alles so schwierig für den Mittdreißiger und Computerprogrammierer Paul, der Nicoles Liebster ist, für den Mittdreißiger und Schriftsteller David, den Paul seinen besten Freund nennt, für den Mittdreißiger und Psychiater Christof, der mit Paul und David zur Schule gegangen ist, für die Mittdreißigerin und Wissenschaftlerin Sonja, für und über die David ein Buch geschrieben hat, für die Mitt-

dreißigerin und Künstlerin Johanna, die früher einmal Pauls Liebste war, und endlich für die Mittdreißigerin und Hausfrau Candela, die in Wirklichkeit weder Hausfrau noch Mittdreißigerin ist.

Auf diese Weise also kommt zustande, was man hier lesen kann, und der ganze Reiz des Textes besteht im günstigsten Fall in zweierlei Enthüllungen: Man erfährt erstens, welches entsetzliche, schöne und reiche Ergebnis das Mißverständnis der Worte der Frau von der Küste nach sich zieht, und man erfährt zweitens, wie alles ausgeht, was alle angeht.

Man liest also vom Ende, das eintreten muß, lange bevor in zweihundertfünfzig Millionen Jahren die Kontinente ineinanderkrachen, lange bevor die Andromedagalaxis in drei Milliarden Jahren mit der Milchstraße kollidiert, lange bevor die Sonne als weißer Zwerg endet, lange bevor die letzten Sterne ausbrennen, die Protonen in den Kernen der Atome zerfallen oder alle Materie durch Quantentunneleffekte zu Eisen wird.

Man liest vom Anfang des neuen Reptilienzeitalters, weil man erfahren will, was aus Nicoles Mißverständnis wird, und das eigentlich Unheimliche daran ist, daß man, während man davon liest, die Gelegenheit verpaßt, diesen Anfang zu beobachten, weil einen die Lektüre am Hingucken hindert.

Ein Mißverständnis, tatsächlich.

Freunde

Im Sommer Neunzehnhunderteinundneunzig, kurz nach Beginn der Semesterferien, liegt David morgens um sechs mit Quark in allen Gliedmaßen, einigen trotz viel warmem Wasser nicht ordentlich rausgewaschenen Kotzresten am oberen T-Shirt-Rand und verquollenem Gesicht bäuchlings auf dem Rasen hinter dem Hauptgebäude der Freiburger Universität. Er versucht eine Kurzgeschichte zu lesen. Neben ihm ruht auf dem Rücken Paul, der auch die ganze Nacht durchgemacht hat, aber eisern weiterraucht und gut beieinander ist, wie immer, ein Avatar der Coolness – nicht so wölfisch scharf und dehydriert cool wie Clint Eastwood oder Ivan Lendl zwar, dafür ist sein Gesicht zu breit, aber auf eine andere Art, die ebenfalls Starqualitäten verrät: mit sehnigem Leib, ruhiger männlicher Stimme, ungeheuer entspannten Zügen, freier Stirn.

Ein Steve McQueen: Alles, was Paul braucht, sind ein paar technische Geräte, ein bißchen Rechenzeit, Raum zum Manövrieren im Exakten, dann geht es vorwärts, wenn auch manchmal im Zickzack.

Johanna hat sechs Jahre früher, im anstrengenden Sommer Neunzehnhundertfünfundachtzig, über David und Paul zu David gesagt: »Du bist einer, der meistens nur in Gedanken handelt. Aber Paul ist umgekehrt einer, der handelt, damit er denken kann.« »Du willst sagen«, hat David geantwortet, »ich bin bloß Leninist – aber Paul ist Lenin.«

So hat man in diesen Kreisen Neunzehnhundertfünf-

undachtzig noch geredet; Lenin war eine, na, sagt man nicht: Bezugsgröße? Nein. Das sagt man auch nicht mehr.

Jetzt nimmt Steve McLenin also seine Sonnenbrille ab, putzt sie mit seinem sauberen Hemdzipfel – er trägt natürlich ein weißes Herrenhemd, kein T-Shirt, denn er hat es nicht nötig, sich wie David, der nie jung war, zu beweisen, daß er jung ist – und sagt ganz überraschend etwas ziemlich Abgeklärtes: »Willste nicht mal nach Hause gehen und ausschlafen?«

»Nö.«

»Haste denn noch vor?«

»Ich wart', bis die UB aufmacht. Ich will mir paar Bücher mitnehmen.«

»Bücher, Bücher. Bücherbücherbücher. Ich denk', du brichst dein Studium eh ab?«

»Um Schriftsteller zu werden, ja. Deshalb die Bücher.«

Man schweigt ein paar Minuten, in denen Paul an erstklassige Mädchen denkt und David ein und denselben kurzen Absatz seiner Kurzgeschichte dreimal zu lesen anfängt, ohne zu verstehen, was dort geschrieben steht.

Dann fragt Paul: »Liest 'n da?«

»Eine Erzählung von Geoffrey A. Landis.«

»Das hilft mir ja nun gar nix.«

»Science-fiction. Über Zeitreisen, beziehungsweise über das Gegenteil davon. Schwer zu erklären. Aber erzählt ist das ganz leicht. Ich komm' bloß nicht rein hier.«

- »Und wie heißt dann so was?«
- »Die Geschichte? ›Ripples in the Dirac Sea.««
- »Hübsch. Da hat sich also wenigstens mal einer von euch ähm . . . Schriftstellern nicht die ewigen Einsteine und Heisenberge ausgesucht, sondern einen wirklich interessanten Physiker.«
- »Inwiefern?«
- »Na, dann schreib selber mal was über ihn, da wirst du merken: So leicht wie bei den Herren Berühmtheiten ist das nicht. Die, also, diese ähm sogenannte moderne Physik und ihre Interpretationen von Herrn Einstein und von Herrn Heisenberg, weißt du, das kriegst du heute von jedem Esoteriker erzählt. Die waren halt parteilich, das kann man leicht auf Parolen runterkochen. Der eine 'n altmodischer Realist und der andere 'n Posivist mit deftigem Mystik-Einschlag, aber Dirac . . .«
- »Ja?«
- »Der hat es sich schwerer gemacht. Mit dem ist die Geschichte noch nicht fertig.«
- »Weißt du was?«
- »Mhmmh?«
- »Johanna hat recht. Du bist echt Lenin.«
- »Hat sie das gesagt?« Paul lächelt, kratzt sich den Bauch unterm Hemd; es gefällt ihm.
- »Ja«, lügt David und hat überhaupt kein schlechtes Gewissen dabei.
- »Aber andererseits . . . Zeitreisen, also, hmpf, nee echt«, sagt Paul.
- »Was dagegen?«
- »Nö. Aber doch weil . . . das ist immer so verbissen,

dieses Science-fiction-Zeug. Die wollen jedes Mal die Vergangenheit ändern, Jesus kennenlernen, Hitler umbringen, alles bloß nach dem öden Prinzip der Aufwandsrechtfertigung gedacht, weißt du. Aus Holz.«

»Wie würdest du es denn denken?«

»Mehr so als Klingelstreich.«

»Als Klingelstreich.«

»Ja, verstehst du: Man nimmt eine Riesen-Stereoanlage, natürlich autobatteriebetrieben, mit in die Vergangenheit und baut sie nächstens im Schutz der Dunkelheit vor dem Fenster von Richard Wagner auf, dann ...«

»Paul, entschuldige bitte, aber du mußt das sofort wissen: Ich kann es wirklich kaum erwarten, zu hören, was für eine große Scheiße jetzt gleich von dir kommt, glaubst du das?«

»Dann dreht man das Ding auf maximale Lautstärke, und ab geht's.«

»Was geht ab?«

»Die ›Star Wars‹-Titelmusik von John Williams.«

»Wieso?«

»Was wieso?«

»Wieso sollte man denn so was ... so was total Subaltes und Inferiores machen?«

»Damit es ihn mal richtig graust. Den alten Wagner. Spaß muß sein.«

David sagt nichts dagegen. Er hat furchtbaren Durst.

Bei Johanna

Die Tür geht auf.

Johanna steht im dunkelgrünen Flur, lächelt, winkt den Gast herein.

Er tritt ein, legt ab. Johanna sagt: »Hallo, alter Freund. Du kommst gerade richtig. Wie's mir geht? Diese Sauerei zu erzählen, das lohnt sich nicht. Belassen wir es bei: fein. Einfach fein. Und wie sieht's bei dir aus? Was ist mit den großen Träumen passiert? Sind welche wahr geworden? Bist du schon verheiratet? Ach? Ich dachte, das wärst du inzwischen. Hab's ganz vergessen: Wie hieß sie? Yeah, die gute alte Wie-heißt-sie-noch. Und bist du denn jetzt wegen mir hier, oder bist du bloß einsam? Sind wir ja alle. Doch, gefällt mir, wie du aussiehst, wie grad auf dem Fundbüro abgeholt. Rückkehr in die Welt der Menschen. Ich bin froh, daß du hier aufkreuzt. Du bringst mich gut drauf. Ich wüßte ja schon, was ich mir wünschen würde, wenn ich die Sorte wär', die sich was wünscht: daß du mal öfter in der Gegend bist.«

Christof fragt: »In der Gegend?«

»Meiner Gegend, du Wikinger.«

»Oh Mann, Johanna, hör auf. Nicht das. Nicht diesen Witz.«

»Du hast sein Buch gelesen? Wo er das wieder ausgräbt, deinen Wikingerspitznamen?«

»Mmhmm.«

»Wie findest du es? Das Buch?«

»Weiß nicht.«

»Verstehe. Ja, so ähnlich geht es mir auch. Aber natürlich mit mehr Wörtern.«

»Klar. Willst du drüber reden?«

»Sehr gern. Das Buch erinnert mich an was, was Carter Scholz mal über Barry Malzberg geschrieben hat: Wenn er gut ist, ist er spitze, aber wenn er schlecht ist, dann ist er wahrlich abstoßend.«

»Wer sind die Typen?«

»Dichter, wie David.«

»Es gibt zu viele Dich ... zu viele kreative Menschen auf der Welt. Man soll sich die wirklich nicht alle merken, das ermutigt die nur. Wollen wir eigentlich gleich los zu Paul?«

»Ich weiß nicht. Vielleicht kannst du mich noch ein bißchen vorbereiten auf seine Freundin, diese Nicole. Soll ja sehr eigenwillig sein.«

»Sie ist krank. Ich weiß nicht, wie schwer, und ich weiß nicht, was es ist, aber gesund ist sie nicht.«

»Du sagst das so ernst. Das ist jetzt kein Spott, oder? Das ist deine fachlich gedeckte Meinung, als Psychiater?«

Christof grunzt, dann sagt er: »Soweit die Expertise reicht, ja.«

»Aber du bist nicht dagegen, daß sie bei ihm wohnt? Ich meine, sie ist ja wohl auch noch zig Jahre jünger als er.«

»Zehn Jahre sind es mindestens. Eher fünfzehn. Aber wenn du so fragst: Ja, ich bin dafür. Was immer das ist, was sie hat – es wird durch Paul nicht schlechter. Sie fängt eher an zu leben. Bei ihren Bauerneltern ging das wohl nicht so gut, nach allem, was ich höre.

Paul ist ihre erste richtige Chance, und vielleicht auch...«

»Die letzte?«

»Warum wird eigentlich immer gleich alles so ernst mit dir, Johanna? Ich wollte dich bloß mal wiedersehen, Mensch.«

»Ja. Hast recht. Komm her, du alter Freund, du.«
Sie umarmen einander.

Unterschied

Paul Dirac in der deutschen »Physikalischen Zeitschrift« Vol. XXIX, Neunzehnhundertachtundzwanzig, unter der Überschrift »Über die Quantentheorie des Elektrons«, gegen Ende des Textes:

Die Theorie gestattet Übergänge von +e in -e. Jedoch ist die Wahrscheinlichkeit für diese Übergänge außerordentlich klein (...). Folglich ist die gegenwärtige Theorie eine Annäherung. Es scheint, daß diese Schwierigkeit nur durch eine fundamentale Änderung unserer bisherigen Vorstellungen behoben werden kann und vielleicht im Zusammenhang steht mit dem Unterschied zwischen Vergangenheit und Zukunft.

Aufhören

Warum gibt David Dalek Anfang der neunziger Jahre sein Sprachwissenschafts- und Physikstudium auf?

Man muß da zwei Fälle unterscheiden: den der Physik von dem der Sprachwissenschaft.

Das mit der Physik hat einen Anlaß und einen Grund.

Der Anlaß sind die vielen Übungen: manchmal ein Dutzend Aufgaben pro Woche, bei denen man rausfinden muß, was das Fach längst genau weiß.

Der Grund ist, daß David bei diesen Übungen klar wird, daß er wegen einer schwer definierbaren, aber deutlich empfundenen heuristischen Beschränktheit seines Verstandes wohl sehr wahrscheinlich niemals mit wissenschaftlichen Mitteln etwas herausfinden wird, was noch niemand weiß.

David hat schon vor dem Studium Literatur geschrieben, und weil er jetzt sehr ernsthaft mit der Schreibernerei weitermacht, wird ihm im direkten Vergleich zur Mühsal des bloß reproduzierenden Rechnens klar, daß er zwar häufig Textideen hat, ja überhaupt ästhetische Einfälle, auch mal visuelle oder musikalische, aber eben keine wissenschaftlichen. Niemals. Keinen einzigen. Gar nichts.

Das ist nicht schlimm. Irgendwas kann jeder.

Man muß aber, wenn man nicht bloß anderen Menschen die Luft wegatmen will, unbedingt seinen Platz kennen, das heißt: seinen Beruf. Dann kann und soll man arbeiten.

Daß er die Sprachwissenschaft gleich mit verabschiedet, ist erstens ganz praktisch – so kann er sich komplett exmatrikulieren – und liegt zweitens an einem Satz, der immer schon an ihm genagt hat, seit Paul ihm

Neunzehnhundertneunundachtzig zur Feier der Konterrevolution in der DDR den antiquarischen siebzehnten Band der Werke Josef Stalins, erschienen im Verlag Roter Morgen, Hamburg Neunzehnhundertdreiundsiebzig, mit der Bemerkung geschenkt hat: »Da, lies das mal. Sonst bleibst du ewig ein verblödeter Trotzki und fühlst dich noch wer weiß wie klug dabei.«

Der Satz, den David sich aus diesem Buch zu Herzen nimmt, steht in Stalins kleiner Antwort an die Genossin J. Krascheninnikowa: »Zu einigen Fragen der Sprachwissenschaft«. Er lautet: »Es ist nicht schwer zu begreifen, daß, wenn die Sprache materielle Güter erzeugen könnte, die Schwätzer die reichsten Menschen in der Welt sein würden.« Als David das Physikstudium schmeißt, fällt ihm endlich eine praktische Anwendung dieses Satzes ein: Man soll sich, wenn es geht, wirklich nur nebenbei mit Sprache als solcher, mit ihren reinen Formen befassen, zur Koordination und Optimierung wichtigerer Dinge, nicht hauptberuflich. Er läßt also auch die Sprachwissenschaft bleiben und wird statt dessen Journalist und Schriftsteller.

Er redete nie viel

Stephen Hawking über Paul Dirac:
Nach Neunzehnhundertfünfundsiebzig sah ich ihn fast jedes Jahr bis zu seinem Tod (...). Er redete nie viel, im Gegensatz zu seiner Frau, die eine Ungarin

war und eine fantastische Person. Man erzählte sich, daß seine Wortkargheit von seiner Kindheit herrühre; sein Vater habe ihm nur erlaubt, bei Tisch etwas zu sagen, wenn er dies in vollkommenem Französisch tat. Das mag stimmen, aber ich habe den Verdacht, daß er auch dann wenig geredet hätte, falls dies nicht geschehen wäre. Wenn er jedoch einmal etwas sagte, dann war es um so wertvoller.

Zu zweit

Paul hat wenig Zeit an diesem Samstagmorgen, es kommen später Gäste.

Er kann deshalb auf Nicoles Schwierigkeiten jetzt keine Rücksicht nehmen – diese Zustände, die sie manchmal kriegt, wenn sie von irgend etwas völlig fasziniert ist, wie neulich wieder, beim Blumenkaufen für Pauls Mutter, als sie mit der Verkäuferin aus keinem erkennbaren Grund eine Mordsdebatte angefangen hat darüber, warum die kleinen Töpfchen für die gelben Topfrosen so wahnsinnig billig sind, und wie toll das sei.

Gefährlich wird's auch immer wieder im Auto: Es muß nur was im Radio kommen, was ihr gefällt, dann schmeißt sie die Haare hin und her, lacht und trommelt mit den Fingern auf dem Handschuhfach herum. Wie zum Beispiel ausgerechnet Supertramp: »Dreamer«, das ist für sie das Allergrößte. Wie der da kiekst, dieser Idiot, und wie es dazu klimpert.

Gut: Nicole ist verrückt, oder halbbautistisch, soziopa-

thisch, na: was immer das ist, was Christof seit Wochen bei ihr zu diagnostizieren versucht. Wenn man so etwas hat, darf man schon mal Supertramp toll finden. Noch schlimmer wird es aber, wenn sie dann was im Radio bringen, das ihr mißfällt. Schon fängt sie an zu kreischen, wirklich: wie am Spieß, und macht sogar die Tür auf, entriegelt sie erst und klappt sie dann raus, mitten auf der Straße, an der Kreuzung, sogar auf der Autobahn, in voller Fahrt.

Unberechenbar – und das ihm, dem Toprevolverhelden der diskreten Mathematik, Mister Computer. Aber er liebt sie. Also kommt er damit zurecht. Nur nicht heute. Er kann sie nicht mitnehmen in den Laden, weil sie dann womöglich wieder Grießbreitüten aufreißt oder das Gesicht zwischen die Früchte im Obstregal legt und erstmal tief einatmet. Er braucht nur eben noch ein paar Nudeln, die geht er ohne sie einkaufen.

»Kannst du hier auf mich warten? Geht das?« fragt er sie, als er ihr im Schnellrestaurant, das seit dem Umbau zum Edeka gehört, eine heiße Schokolade und ein Stück Käsekuchen kauft, weil er weiß, daß sie um diese Zeit, viereinhalb Stunden nach dem Frühstück, hungrig genug ist, um sich wenigstens mal zehn Minuten still mit Essen zu beschäftigen.

Nicole küßt ihn auf die Nase und setzt sich an ihren kleinen Nichtrauchertisch.

Paul beeilt sich sehr.

Er nimmt drei große Pakete Penne Rigate mit, Koch-

zeit elf Minuten, außerdem noch zwei Tüten Milch und eine unbehandelte Zitrone, weil er sich nicht mehr sicher ist, ob die zwei schrumpfligen Dinger, die er schon in der Stadt gekauft hat, gespritzt waren oder nicht. Das viele Zeug läßt sich mit nur zwei Armen nicht leicht halten; er ärgert sich ein bißchen, daß er sich keinen Einkaufswagen genommen hat, ist dann aber erleichtert, als er wenigstens eine vergleichsweise kurze Schlange an der linken Kasse erwischt.

Die Kassiererin, eine kleine, spitzgesichtige, rothaarige Frau von Anfang Zwanzig, fragt ihn, als sie alle Sachen über die Preiserfassung gezogen hat: »Wollen Sie noch eine Tüte?«

Sie findet den schlanken, ernsten Mittdreißiger attraktiv, will ihm helfen, sieht mitfühlend die Schwierigkeiten voraus, die er haben wird, wenn er seine Einkäufe lose von hier fortbringen will. Paul hat es aber eilig: »Was? Nee. Ach, oder doch. Ja, bitte.«

Er schüttelt den Kopf und lächelt. Die Verkäuferin findet das cool und zeigt ihm, wo die Tüten liegen. Er nimmt eine raus und kriegt sie nicht auf: »Scheiße.«

»Geben Sie mal her.«

»OK. Entschuldigung, aber ich, ich muß dringend los jetzt.«

»Ja, dann, wenn's pressiert, dann klappt's immer alles nie so, wie man will, gell?«

»Tja, genau.«

Paul denkt, während er mit der Frau schäkert, an Nicole und macht sich Sorgen.